

Der Wahnsinn einer Mutter : eine Sage aus dem Unterengadin

Autor(en): **Lötscher, J.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **218 (1939)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Wahnsinn einer Mutter.

Eine Sage aus dem Unterengadin. Von J. P. Vötscher.

Man zählte das Jahr 1640. Es war eine furchtbar erregte Zeit. Die Schrecknisse des Krieges, Hunger und Pest, Faulenzerei und Verzagtheit hatten auch dem Leben im Hochtal des Engadins ihren Stempel aufgedrückt.

Im Weiler Boschia bei Guarda war eben der Bauer Andrea Flirsch zur ewigen Ruhe gebettet worden. Die Mutter war untröstlich, und ihr Giacomo, das zwölfjährige Bürschlein, nun zur Waise geworden, verstund gar nicht, wieso sein Vater, der einige Tage so bleich auf der Ofenbank gelegen, nun auf einmal von schwarzgekleideten Männern in einen Bretterkasten gelegt und hinausgetragen worden war auf den Friedhof, um nimmer zurückzukehren. Allein, gesunde Bergbuben haben immer noch Gelegenheit gefunden, Gewesenes in der Arbeit vergessen zu lassen, und so wurde Giacomo einige Tage drauf als Geißler verdingt. Oft gab es auch grobe Scheltworte aus dem Munde der Bauern, aber die Mutter tröstete den Knaben:

„Halte dich, mein Giacomino, bald bist du groß, und dann werden die Zeiten besser.“

In Boschia lebte zu jener Zeit ein reicher Bürger, dessen rücksichtsloses, rohes Benehmen dem armen Hirtlein gegenüber seiner Tochter Mengia gar nicht gefallen wollte. Dieses rotwangige, blauäugige, schwarzlockige Mädchen mochte den braven, gut erzogenen Knaben gar wohl leiden. Und als Giacomo erwachsen war, da gestanden sich die beiden jungen Leute ihre gegenseitige Neigung, ihre wahre Liebe, die durch nichts erschüttert werden konnte. Ja, als der Vater Mengias von diesem Liebesbunde Wind bekam, da drohte er dem Mädchen, es aus dem Hause zu jagen. Giacomo aber schalt er einen unwürdigen Nichtsnutz, den Sohn eines Schelmen und einer Bettlerin.

Mengia blieb standhaft. Was auch über sie beide kommen möge, sie wolle es tapfer tragen helfen, und er könne immer und ewig auf ihre Liebe und Treue zählen. Gott allein habe ihre Liebe zu ihm in ihr Herz gesenkt.

Als der Bauer eines Tages Giacomo im Gespräch mit Mengia ertappte, geriet er so in Wut, daß er ihm die schrecklichsten Schandtaten seines verstorbenen Vaters und die Niederlichkeit seiner ehrbaren Mutter ins Gesicht schleuderte. Der Jüngling, in seiner Ehre aufs tiefste verletzt, vergaß sich und wurde tötlich . . .

Am andern Tage machte Giacomo sich reisefertig. Er konnte nicht mehr in seinen geliebten Bergen bleiben, nicht mehr die treuen Augen seiner Mengia küssen, nicht der guten Mutter ins Angesicht mehr schauen. Es kochte fürchterlich in seinem Innern, als er dem Oberengadin, dem Malojapaz zuschritt, um durchs Bergell ins Sonnenland Italien zu gelangen, um sein Glück in der Arbeit zu suchen.

*

Benedig war schon im 17. Jahrhundert ein Wun-

derland. Zahlreiche herrliche Bauten waren im Besitze der Nobili. Seltsamerweise wurden die großen Kaufhäuser und die vornehmsten Gaststätten von Ausländern geleitet. Da war auch ein Bündner, Gaudenz Pinösch, Herr und Besitzer eines Kaffeehauses. Seine rechte Hand war seit einigen Jahren sein junger Landsmann Giacomo Flirsch. Er war nicht nur der Vertrauensmann seines Prinzipals, sondern auch der Liebling von ganz Benedig. Einen bräueren, flotteren und schöneren Mann als diesen schwarzgelockten Unterengadiner gab es in der ganzen Lagunenstadt nicht. Und doch, trotzdem nur Sonnenschein um ihn war, so konnte der gute Menschenkenner tiefe Trauer in seinem edlen Antlitz lesen. Niemand kannte die Ursache, und eine eigentliche Scheu hielt jedermann ab, danach zu fragen. Merkte Giacomo, daß jemand seine Wunde zu berühren wagte, dann versenkte er sich um so tiefer in seine Arbeit, der größten Trösterin in allem Leid. Er arbeitete für drei, gönnte sich kein Vergnügen und hatte sich denn auch schon ein ganz ansehnliches Vermögen erspart.

„Signor Giacomo,“ sprach eines Tages sein Patron zu ihm, „ich habe Euch schon wiederholt den Beweis meines Vertrauens erbracht. Ich bin nun alt, und da ja die Hauptlast meines Geschäftes schon seit langer Zeit auf Euren tüchtigen Schultern ruht, so geht es nicht länger an, daß Ihr so quasi als Fremder in meinem Hause weilen sollt. Ich nehme Euch mit dem heutigen Tage als Teilhaber in mein Geschäft auf, ohne daß Ihr einen Centesimo einzulegen braucht. Nach meinem Tode seid Ihr der alleinige Inhaber meiner Firma, und bis dahin teilen wir den Reinertrag in zwei gleiche Hälften. Ihr wißt, daß meine liebe Gattin mir schon längst im Tode vorausgegangen ist und daß ich keine Verwandten habe. Da seid Ihr mir der nächste, der liebste Angehörige.“

Giacomo wollte sich ausreden. Er sei dieses großen und unerwarteten Vertrauens nicht würdig, er, der oft so mißmutige, verstimmt, unbeholfene Sohn der Berge. Mit gutem Gewissen könne er das hochherzige Anerbieten nicht annehmen.

„Keine Ausflüchte, lieber Giacomo. Hier ist die Urkunde, kraft deren du von jetzt an mein Teilhaber bist. Lege mir meine Entschlossenheit in dieser Sache nicht als Zudringlichkeit aus. Gewiß habe ich oft deiner Wehmut nachgespiirt. Vielleicht hat meine Bündnernahe das Rechte gefunden: Wenn du drüben über den lieben Bergen der Heimat ein Herz zurückgelassen hast, dann mache dich jetzt auf den Weg, um die Geliebte herüberzuholen. Du darfst herzhaft vor sie hinstreten als Mann der Ehre, als aufrechter, selbständiger Herrscher.“

„Ihr seid mir ein lieber Vater, und ich danke Euch von Herzen, daß Ihr mein tiefstes Geheimnis erraten; ich würde es nie weder Euch noch einem andern verraten haben, obwohl ich die Verstocktheit be-

daure. Ich bin ja hier wie zu Hause; allein das Leben ohne meine Mengia kommt mir dennoch als Wüste und Lede vor. Ich weiß es zu gut: Mengia wird meiner warten, sie wird den Widerstand des harten Vaters überwinden, des Mannes, der meinen armen Vater im Grabe so tief beleidigen konnte. Aber so sehr es mich auch nach der Heimat zu Mutter und Mengia zieht, es ist mir auch heute, als schwebte ein furchtbares, schweres Unglück über uns Liebenden."

Herr Gaudenz suchte, dem Jüngling zuzureden und ihn zum Wandern aufzumuntern:

"Kopf hoch, lieber Freund, und der Heimat zugereist! Bringe auch mir noch, dem alten Bündner in der Fremde, ein junges Glück ins Haus. Laß keinen Kummer über dich kommen, erst jetzt nicht. Ich habe auch Ähnliches erlebt und bin doch noch glücklich geworden. Eile, deinem und deiner Mengia Kummer ein Ende zu bereiten."

*

Das große Kaffeehaus am Markusplatz in Venedig war der Zielpunkt und die Sehnsucht aller Adriafahrer. In der ganzen Welt war die Firma Pinösch & Flirsch berühmt. Freilich brachte die damalige Zeit der Kriegsunruhen auch allerlei Gesindel nach Venedig. Und nicht selten geschah es, daß Engadiner Kunde aus der Heimat brachten. Auch stellten die Prinzipale des großen Kaffeehauses wo immer möglich Landsleute an. So war vor einigen Tagen auch ein junger Mann aus Sent als Lehrling aufgenommen worden. Da wurde Giacomo Flirsch Zeuge eines Berichtes aus der Heimat an einen älteren Angestellten, daß ihn Schaudern überfiel. Der eben Zugereiste erzählte, ohne die Nähe des Herren zu ahnen:

"Es ist leider nicht viel Gutes aus der Heimat zu berichten. Jeder bangt für seine Sicherheit; denn die Wälder sind voll Raubgesindel. Der auf der Straße friedlich dahinziehende Wanderer wird überfallen und ausgeraubt. Häuser, Höfe und Dörfer werden in teuflischer Bosheit niedergebrannt, um sich zu rächen, wenn der Raub nicht die erwartete Beute gebracht. Das Schlimmste an der Sache ist, daß es sogar Unterengadiner gibt, die dieses schändliche Handwerk unterstützen. So erzählt man von der Wirtin in Boschia bei Guarda schauderhafte —"

"Junge, halt ein, sieh dich vor, was du da erzählst; die Wirtin zu Boschia ist ja die Mutter unseres guten Herrn Flirsch!"

In diesem Augenblick trat der Prinzipal, bleich und zitternd vor Aufregung, ins Zimmer und fragte flammenden Blickes: "Was sagen die Leute von der Wirtin zu Boschia, meiner Mutter?"

"Verzeiht, Herr," stammelte der verlegene Burche, "ich wußte ja nicht, daß die Wirtin zu Boschia Cuere —"

"Nichts davon, sag mir, was man von meiner Mutter erzählt. Du hast durchaus nichts zu befürchten; du hast nur zu sagen, was du von anderen Leuten gehört."

"Ich darf es ja nicht sagen, ich weiß nicht, ob es die Wahrheit ist."

"Heraus mit der Sprache, es kümmere dich nicht, ob es die Wahrheit sei. Ich will wissen, was die Leute von meiner Mutter sagen. Berichte sofort!"

"Nun denn, in Gottes Namen, aber ich habe es gewiß nur gehört. Man sagt, die Wirtin zu Boschia mache mit dem Räuber- und Mordgesindel, das unsere Heimat in Angsten versetzt, gemeinsame Sache. Die Banden gehen in ihrem Hause ein und aus, und mehr als ein ahnungsloser Wanderer, der am Abend dort eingekehrt, soll das Licht des anderen Tages nicht mehr geschaut haben. Aber, du lieber Himmel, ich wollte Euch doch sicher nicht wehetun. Verzeiht mir, Herr, daß ich so reden mußte, verzeiht!"

"Ist schon verziehen, Landsmann. Du hast getan, was ich dir zu tun befohlen. Ich aber sage dir, daß das Gesagte eine Lüge ist. Ja, ich schreie es in alle Welt hinaus: Der Name meiner guten Mutter, meiner ganzen Familie ist besudelt worden. Wehe dem Urheber dieser schweren Verleumdung!"

Die Fäuste geballt, rot vor Zorn, blitzenden Auges verließ Giacomo Flirsch noch an diesem Tage die Lagunenstadt.

*

Auf das liebliche Unterengadin senkte sich leise der Schleier der Nacht herab. Ein junger Mann, schwarzlockig und mit starkem Barte nach der Mode jener Zeit, schritt eilends den Fußweg dahin, auf Boschia zu. Er trug über den Schultern ein Felleisen. Sein Gewand und seine Schuhe waren bestaubt. Man sah es dem Fremden an, daß er weit hergereist kam. Er schien kein Fremdling hierzulande zu sein; denn rüstig schritt er, der sichtbaren Müdigkeit zum Trotz, den Wiesenplan hin zu einem alleinstehenden Hause. Dort stand er lange, lange, lehnte sich dann an einen Gartenzaun und schaute zu den Fenstern hinauf. Jetzt legte er die rechte Hand aufs Herz und flüsterte: "Schlaf wohl, geliebte Mengia, schlaf wohl, so Gott will, sehen wir uns morgen."

Hierauf lenkte der Wanderer seine Schritte dem Weiler zu und klopfte nach einigem Zögern am Wirtshause zu Boschia an die Türe. Bald wurde von innen geöffnet, und die Wirtin stand mit einem schwach brennenden Talglicht in der Türe, den Fremden einladend, über die Schwelle zu treten. — Die Stube wurde von den Glimmerflämmchen nur schwach erleuchtet. Der Wanderer überreichte der Wirtin seinen Ranzen und bat, diesen bis zum nächsten Tage, da er weiter zu reisen gedente, aufzubewahren und ihm zugleich ein Nachtesen zu bereiten, da er hungrig und müde sei.

Die Wirtin versorgte den Ranzen allsogleich in einem Schrank der Stube. Mit sonderbarem Leuchten im Gesichte prüfte sie die Schwere des Felleisens. Dann ging sie in die Küche, um das bestellte Essen zu bereiten. Als sie nach einiger Zeit wieder in die Stube trat, sah sie, daß der Fremde auf der Ofenbank eingeschlummert war. Jetzt hätte man eine teuflische Freude über des Weibes Antlitz schleichen sehen können.

"Ah, nun wird die Sache ja ganz leicht. Jetzt mache ich den Fang allein. Der gut gefüllte Ranzen, die

Geldkage im Schrank dort macht mich sicher mit einem Schlage zur reichen Frau, und dann soll man die Wirtin zu Boschia nimmermehr beim Räuberwerk sehen.“

Mit diesen Worten auf den Lippen ging sie wieder zur Küche zurück, wo ein lustiges Feuer knisterte. Die Butter, in welcher der Kuchen gebacken werden sollte, war auf dem Siedepunkt angelangt.

„Ja, so ist's recht, so muß das Werk gelingen,“ flüsterte die Alte.

Dann zog die Flirschin ihre Schuhe aus, nahm das dampfende Pfännlein in die Rechte und stieß mit der Linken die Stubentüre auf. Dicht trat sie an den Schlafenden heran. Noch einen verstohlenen, teuflischen Blick tat sie in der Runde herum, und — ein entsetzlicher Schrei gellte durch das ganze Haus.

„Mutter, Mutter, was hast du getan!“ rief der Fremdling noch schmerz erfüllt. Dann sank er zuckend auf die Ofenbank zurück. Kein einziges Wort entrann mehr seinen Lippen.

Jetzt erdröhnte das Haus von neuem Entsetzen, und Verzweiflung erfaßte das unglückselige Weib.

„Giacomo, mein Giacomo, du bist es, armes Kind?“ schrie die Wahnsinnige, die dem Sohne die siedende Butter in den Mund gegossen, und wollte sich auf den Sterbenden stürzen. Doch ein furchtbarer Blick aus des Jünglings Augen hielt sie davon zurück.

Noch einmal drehte er das Gesicht gegen das Haus hin, wo er vor kurzem noch gestanden, und sandte einen letzten Gruß hinüber. Dann gab er unter den entsetzlichsten Qualen seinen Geist auf.

Die Verzweifelte rautte sich wild die Haare. „Mein Giacomo, dich, meinen einzigen Sohn, habe ich gemordet!“

Eine Rasende, rannte sie zur Türe hinaus und weckte die Nachbarin aus dem Schlafe, führte diese

zurück zum Toten. Sie war nicht mehr Herrin ihrer Sinne.

„Hier liegt mein Sohn, den ich meuchlings ermordet habe, ihn, den einzigen Menschen, der mich noch hätte auf die rechte Bahn bringen können, ihn, den ich allein noch liebte. Schlagt mich nieder, vierteilt mich!“

Bald war es lebendig im Weiler. Die erste der vielen, die das Schreckliche sehen sollten, war Mengia. Bleicher noch als sonst, ging die Jungfrau an der im Winkel kauern und jammernden Mutter vorbei zur Ofenbank und brach dort zusammen. Lange, lange betete sie, die starre Hand des Geliebten in der ihrigen.

Dann stand sie ruhig auf, nahm die Mörderin beim Handgelenk und führte sie zu der Leiche, die Türe der Stube verriegelnd. Auf den Knien vor dem auf so furchtbar tragische Weise ums Leben gekommenen Geliebten sagte Mengia:

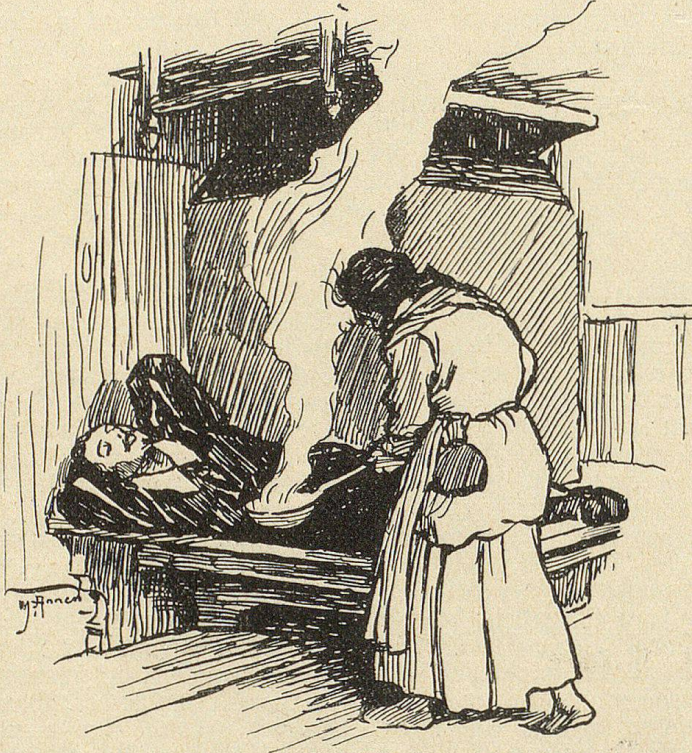
„Ach, wie entsetzlich ist doch diese Stunde. Nicht genug, daß mein Vater dich Armen in die Fremde hinaus gejagt, nicht genug, daß er

dieses unglückselige Weib zur Verbrecherin an anderen Wanderern gemacht, weil es keinen Ernährer mehr und den Halt verloren hatte; es mußte durch dich auch noch zur Mörderin an seinem eigenen Sohne werden.“

Da kam der Vater Mengias. Er ließ sie ins Haus hinüber bringen. Andern Tages bestattete man den Leichnam Giacomo. Von der Wirtin zu Boschia hat man nie mehr etwas gehört.

Mengia aber, Giacomo's treue Geliebte, besuchte täglich sein Grab, kniete dort nieder, schmückte es mit Blumen aus den Bergen und von ihrer Laube. Ehe noch das Jahr seinen Kreis geschlossen, bettete man auch das treue Mädchen an der Seite des Geliebten.

Ihr Vater war von der Stunde an ein gebrochener Mann.



Das Glück.

Joh. Hauser

Du kannst es suchen zu jeder Zeit,
Bei Mondenschein, im Sonnenlicht,
Und doch, das Glück, du findest es nicht,
Ob du es suchest nah oder weit.

Dein eig'ner Schatten, du fängst ihn nie,
Und fühlst du nahe dich einem Glück,
Es ist dir entschwunden im Augenblick;
Du möchtest es fassen und weißt nicht wie.

Drum merke: „Du kannst das Glück nicht jagen
Es kommt von selbst, wenn du ihm gefällst,
Wenn du dich seiner würdig verhältst,
Und lernest dich mit ihm vertragen.“